

Zeitschrift: Neues Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 38 (1932)

Artikel: Die deutschen politischen Flüchtlinge in Bern 1849/50
Autor: Bürki, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-130085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die deutschen politischen Flüchtlinge in Bern 1849/50.

Von Fritz Bürki, Röniz.

„Im Hochland fiel der erste Schuß!“ heißt es bei Freiligrath. Er meinte damit den Sonderbundskrieg, in dem die Fortschrittlichgesinnten Europas aller Schattierungen das Vorpostengefecht der bevorstehenden Auseinandersetzung zwischen Freiheit und Despotie sahen. Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgte besonders das liberale und linksgerichtete Deutschland die Vorgänge in der Schweiz und erwartete nach der Niederlage der Sonderbunds Kantone mit den größten Hoffnungen den eigenen Kampf. Die Auseinandersetzung kam: in Frankreich Ende Februar 1848, gleich darauf in Deutschland und Oesterreich, in beiden Ländern mit dem Zusammenbruch der demokratischen Bewegung endend. Baden war der Schauplatz von drei republikanischen Erhebungen: die erste im April 1848, die zweite im Herbst desselben Jahres, die dritte und blutigste im Vorfrömmmer 1849. Die Trümmer dieser letzten Revolution wurden in unser Land geworfen: militärische Ueberreste der gescheiterten Bewegung, aber auch Vertreter der zivilen Gewalt: Minister der provisorischen Regierung Badens, Mitglieder des linken Flügels des Frankfurter Parlaments, des spätern Stuttgarter Rumpfparlaments, dessen Vertreter sich eine Zeitlang fast vollzählig innerhalb der Schweizergrenzen aufhielten.

Im Laufe des Jahres 1848 kamen die Flüchtlinge schon truppweise über die eidgenössischen Grenzen; nur wenige jedoch wurden nach Bern verschlagen. Wohl hatten sich die Kantonsbehörden ab und zu mit ihnen zu befassen, Aufenthaltsbewilligungen zu erteilen oder Ausweisungen anzuordnen. Aber die Schübe waren nach Zahl und Stärke doch zu unbedeutend, als daß sie eine drängende Frage, ein Faktor des öffentlichen Lebens hätten sein können. Ueberdies wurde die allgemeine Aufmerksamkeit damals fast völlig von der innern Umgestaltung unseres Landes in Anspruch genommen. Das Jahr 1848 hatte zwar ein Anwachsen der Flüchtlingswelle gebracht, aber man reagierte nur langsam darauf.

Das änderte mit einem Schlage, als nach dem dritten badischen Aufstand vom Mai und Juni 1849 die geschlagenen republikanischen Truppen in ganzen Verbänden über die Grenze geworfen wurden und zu Tausenden die Nordschweiz und bald auch bernisches Gebiet überschwemmten. Sogleich stellte sich die Frage der Unterkunft und Verpflegung. Die meisten Flüchtlinge waren vollständig mittellos und der Unterstützung bedürftig. Die Zahl derer, welche das Leben im Exil aus eigenen Mitteln bestreiten konnten, war im Verhältnis zu den übrigen gering.

Gegen den 10. Juli trafen die ersten großen Schübe in Bern ein, meist von Basel her über Liestal und Solothurn. Am 8. rückten als erste — 247 Mann stark — die Hanauerturner an. Von Zürich, das vorübergehend 3600 Flüchtlinge beherbergte, kamen 240 nach Langenthal, Burgdorf, Fraubrunnen und Bern. Am 11. Juli schob Solothurn deren 450 nach Bern: „dem Aussehen nach reislaufendes Proletariat“. Bern nahm sie auf, nächtigte sie in der Kavalleriekaserne und schickte sie am Morgen unter militärischer Eskorte über Freiburg in die Waadt. „Es sind meistens junge Leute“, berichtet

ein Augenzeuge von einem solchen Trupp, „bei deren Anblick einem fast die Augen überfließen.“

Am 15. Juli befaßte sich der Regierungsrat mit der Unterbringung der Emigrierten. Da die Stadt nicht der ganzen Masse Unterkunft verschaffen konnte, wurde beschlossen, die Flüchtlinge auf die größern Ortschaften des Kantons zu verteilen. Sie sollten dort in öffentlichen Gebäuden quartiert werden und soldatischer Disziplin, gehandhabt von einem bernischen Offizier, unterstellt sein. Für ihren Unterhalt hatte zunächst die betreffende Gemeindebehörde, unterstützt vom Regierungstatthalter oder einem freiwilligen Komitee, zu sorgen. Von seiten des Bundes wurde eine Kostenvergütung von 45 Rp. pro Mann und Tag zugesichert. Nach der regierungsrätlichen Verfügung wurden je 100 Mann nach Langenthal, Burgdorf, Fraubrunnen und Thun beordert; Neuenstadt erhielt 60 Mann. Biel und Bruntrut hatten zusammen an die 80 Mann aufzunehmen. Später verlegte man diese Verbände nach Bern.

Hier lagen außer den 250 Hanauern noch 400 badische Soldaten, dazu 36 aus Italien desertierte Ungarn, zusammen gegen 700 Flüchtlinge. Die Gesamtzahl der Mitte Juli auf bernischem Boden sich aufhaltenden Flüchtigen wird mit 1126 angegeben, ungerchnet 200—300 Einzelne, die sich mit eigenen Mitteln durchschlugen.

Die Sorge für all diese Leute forderte von Kanton und Bund für die damaligen Verhältnisse bedeutende Opfer. Vom Juli 1849 bis Juli 1850 wendete Bern rund 60,000 Fr. für die Flüchtlinge auf (— mit 5 multipliziert, entspricht die Summe ungefähr dem heutigen Geldwert). In dem genannten Betrag sind auch die Auslagen für jene Flüchtlinge begriffen, welche bloß für wenige Tage im Kanton verpflegt und dann weitergeschoben wurden: es waren 1400. Von den 60,000 Fr. erhielt der Kanton zwei Drittel aus der Bundeskasse rückvergütet.

Etwa 450 Mann fanden im Kaufhause (Kavalleriekaserne) und im Schützenhaus auf der Schützenmatte Unterkunft; in den Tagen des größten Andranges war auch der Kornboden im Werkhof besetzt. Den Hanauern diente der große Kornhausboden als Quartier; es scheint übrigens, daß sich später die gesamte kasernierte Flüchtlingschar hier zusammenfand. „Badenser, Hessen, Schwaben, Bayern, Sachsen, Preußen, kurz Deutsche von fast allen Stämmen hatten dort Obdach gefunden“, berichtet Ludwig Simon ¹⁾ in seinen Erinnerungen. Eine Preßennotiz, die sich allerdings auf die Flüchtlinge des ganzen Kantons bezieht, spricht gar von 30 Nationalitäten: „... fast die Hälfte Badenser, ein Sechstel Rhein- und Pfalzbayern, die übrigen Hessen, Württemberger, Sachsen, ca. 70 Ungarn, ebensoviel Polen, Lombarden, Franzosen, Tiroler, Schleswig-Holsteiner, Bremer, Frankfurter und endlich sogar ein Tscherkesse.“

Der Kornhausboden bot ein buntes Bild: „Blouse hing neben Uniform, Tornister neben Seitentäschchen, Tschako neben Fiederhut, darüber viele Schärpen und Bänder, schwarzrotgoldne und rote. Jeder hatte sein Bett, sein Stück Wand mit Kleiderhaken, seinen Stuhl, mehrere zusammen einen Tisch. Da saßen sie, die Sturmverschlagenen, und erzählten sich ihre Erlebnisse, wie Dies und Jenes gekommen, und wer eigentlich die Schuld trage, und wie man das besser machen müsse, wann es wieder losgehe“. (L. Simon). Karl Brunne-
mann ²⁾, der selbst einige Tage im Kornhaus zubrachte, rühmt in den „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters“ die sehr reichliche Verpflegung: täglich $\frac{3}{4}$ Pfund Fleisch und $1\frac{1}{2}$ Pfund bestes Weizenbrot — die Verpflegung des Schweizermilitärs.

Für das körperliche Wohl war gesorgt, aber, wie Simon bemerkt, „die armen Schelme begannen sich

¹⁾ Siehe Anmerkungen.

²⁾ Siehe Anmerkungen.

sträflich zu langweilen“. Die Untätigkeit drückte sie. Um ihre Lage erträglicher zu machen, tat sich die Intelligenz unter der Flüchtlingschar zusammen, hielt Vorlesungen im Kornhause oder erteilte Unterricht in Rechnen, Schreiben, Geographie und Naturkunde^{*)}. Offiziere dozierten — wohl halb im Hinblick auf eine neue Erhebung — Kriegswissenschaft. Die Abende waren der schönen Literatur gewidmet; man las mit Vorliebe Dorfgeschichten und Dramen. Mayer von Eßlingen galt als der beste Vorleser. Nicht selten geschah es, daß er sich im Eifer vergaß und das Tor des Kornhauses verschlossen fand, wenn er aufbrechen wollte.

* * *

Die Frage der Unterkunft und Verpflegung war gelöst; heißer war das Problem, wie man den vielen Hunderten Arbeit verschaffen könnte. Die erzwungene monatelange Muße mußte auf die meist jungen, an körperliche Tätigkeit gewohnten Leute zerseßend wirken; mit Vorträgen und Unterrichtsstunden war da auf die Dauer nicht geholfen. Die Sache wurde als so dringend erkannt, daß sie anfangs September 1849 im Großen Rat zur Sprache kam. Man diskutierte dort die Frage, ob man die Flüchtlinge als Arbeiter für die geplante große Märetorrektion im Seeland heranziehen wolle. Der Plan zerschlug sich, weil man die einheimischen Kräfte nicht auszuschalten wünschte. Der geringste Versuch, den Flüchtlingen von Staates wegen Arbeit zu verschaffen, rief dem Protest jener, die sich dadurch benachteiligt glaubten. So waren bei der Teilmobilisation Ende Juli 49 einige Flüchtlinge zum Schreiben von Aufgeboten verwendet worden; sofort beschwerte sich die Presse: Berner, die einige Bagen hätten verdienen wollen, seien abgewiesen worden. Die Regierung

^{*)} Siehe Anhang II.

fand indessen bald den Ausweg, daß sie den Flüchtlingen Urlaubspässe für das Kantonsgebiet ausstellte, was ihnen erlaubte, auf dem Lande — meist bei Handwerkern, seltener bei Bauern — in Arbeit zu treten. Im Laufe eines Jahres wurden über 600 solcher Scheine ausgefertigt.

Schwerer fiel es den Nichtkassernierten, soweit sie darauf angewiesen waren, eine Beschäftigung zu finden, die ihnen ein bescheidenes Auskommen ermöglichte, etwa als Gehilfen in einer Buchhandlung oder sonstwo, am ehesten noch als Buchdrucker. Jenni, Sohn, hatte einige bei sich als Arbeiter. Die Schulmeister suchten als Hauslehrer unterzukommen, gaben sich aber meist mit geringerem zufrieden. Die zahlreichen Inserate in den Zeitungen zeugen von diesen Bemühungen. Eines davon mag hier angeführt werden, da es nicht alltäglich sein dürfte: „Ein Schriftsetzer, der den mit Gottes Willen in Deutschland herrschenden, von allen edlen Menschen verdamnten gekrönten und ungekrönten Standrechts- hyänen glücklich entkommen ist, sucht Kondition.“

* * *

Nach und nach lichteten sich die Reihen der Flüchtlinge. Anfangs September hielten sich noch deren 900 im Kanton auf, wovon 520 in der Stadt und etwa 40 im Spital. 130 befanden sich auf Urlaub. Gegen 400 hatten sich, mit Pässen versehen, in ihre Heimat begeben, wo eine weitgehende Amnestie erlassen worden war. 67 andere hatten sich entfernt, ohne die Behörden zu benachrichtigen, unruhige Gesellen, die in kleinen Gruppen über den Susten und Gotthard nach Italien gezogen waren, um sich für Neapel anwerben zu lassen. Mitte August schon war die Großzahl der Hanauer nach Hause zurückgekehrt: ihre Stadt hatte ihnen 1000 fl. als Reisegeld geschickt.

Anfangs Oktober hat sich die Zahl der Flüchtlinge auf die Hälfte vermindert. Langsam geht sie weiter zurück. Im Januar 1850 sind es noch 400, im Juli 150. Der Hauptschwarm hatte sich verzogen. Die meisten waren heimgekehrt, nicht wenige hatten den Weg übers Wasser nach Amerika genommen, einige waren dem Werber in die Fremdenlegion gefolgt. Einem Rest gelang es, sich für kürzere oder längere Zeit sesshaft zu machen; wieder andere suchten den Ausweisungsbefehl zu umgehen und tauchten mit Beharrlichkeit bis in die späten Fünfzigerjahre hinein, bald in diesem, bald jenem Kanton wieder auf.

* * *

Als anfangs Juli 1849 die Flüchtlinge in Massen in Bern einzutreffen begannen, wurde die organisierte Unterstützung zur Nothwendigkeit. Es bildete sich ein Lokalkomitee, dessen Tätigkeit vor allem der Sorge für die Hanauerturner galt. In einem Aufruf vom 9. Juli ermunterte es die Bevölkerung zur Leistung von Spenden: „Ihr werdet die Männer von Hanau, welche, indem sie für die Sache der Freiheit kämpften, auch für uns gestritten haben, nicht verlassen.“ Subskriptionslisten wurden aufgelegt, hauptsächlich in den radikalen Treffpunkten der Stadt: im Bärenleis, im Kaffee „Bären“, in den beiden Buchhandlungen Fischer und Jenni (Sohn), in der „Zimmermannia“. Etwas später begannen sich auch die in Bern seit längerer Zeit niedergelassenen Deutschen zu regen. Am 18. Juli beriefen sie eine Versammlung in die „Schmiede“ zum Zweck der Bildung eines „Deutschen Hilfskomitees“, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, unter den ortsansässigen Deutschen Gaben zu sammeln und sie dann dem bernischen Komitee zur Verfügung zu stellen. Ein Ausschuss von zehn Mitgliedern wurde ernannt. In ihren Wohnungen lagen zudem Zeichnungslisten für die in der

Stadt ansässigen Deutschen auf; die auf dem Lande sollten persönlich aufgesucht werden. Ausdrücklich stellte das Komitee in seinem Aufruf fest, daß seine Hilfe den Flüchtlingen „nicht als Kämpfen für eine bestimmte politische Meinung, sondern als unglücklichen und hilfsbedürftigen Landsleuten“ gelte und daß im Komitee selber verschiedene politische Bekenntnisse vertreten seien. Diese Feststellung war für sie als Landesfremde eine Sache der Klugheit und Vorsicht: sie scheuten nicht die Berner Regierung — von der sie nichts zu fürchten hatten — wohl aber den Bundesrat, der aus außenpolitischen Gründen weniger duldsam war. Anders das Berner Komitee. Durch den scharfgradigsten Regierungsrat eher angespornt als zurückgehalten, bekannten sich seine Mitglieder ganz offen als Parteigänger der Flüchtlinge.

Auch aus Deutschland selber flossen Gaben. Ludwig Simon erhielt allmonatlich von den Berliner Volksvereinen Gelder zum Verteilen zugesandt, ebenso Löwe ⁴⁾, Karl Vogt und andere aus den verschiedensten deutschen Städten und Staaten. Unter den Spendern befand sich — was nicht uninteressant ist — der Konsul der Vereinigten Staaten für die Schweiz.

Anfangs scheint die Unterstützung ziemlich wahllos durchgeführt worden zu sein, ungerecht, wenn auch nicht mit Willen. Es fehlte die einheitliche Leitung. Diese Leitung schuf Ludwig Simon. Er gründete ein Zentralkomitee mit Sitz in Bern, dem sich die kantonalen Unterstützungsvereinigungen unterstellten: ihre Gelder flossen in seine Kasse und die Verwendung der Summen lag in seiner Hand. Damit war eine Organisation geschaffen, die gut und zuverlässig arbeitete. Es kam nur darauf an, ob die Gaben reichlich flossen. Die Komitees legten von Zeit zu Zeit in der Presse über die Beiträge und ihre Verwendung Rechnung ab, so daß man auf diese Weise

⁴⁾ Siehe Anmerkungen.

einigen Einblick gewinnt. Von Ende Juli 1849 bis Ende Februar 1850 warf das Berner Komitee 7600 Fr. aus. Mit Barzuzwendungen ging man sehr sparsam um; die Leute erhielten vor allem Kleidungsstücke, die an Stelle von Geldspenden eingegangen waren. Ein Teil des Kassenbestandes war in den ersten Wochen zum Einkaufen von Tuch und Leder, das man durch die Flüchtlinge verarbeiten ließ, verwendet worden. Aus Deutschland trafen wiederholt Kleiderkisten ein. Später benötigte das Komitee besonders Bargeld, um den Leuten die Heimkehr zu ermöglichen.

Im Verhältnis zu der Zahl der Unterstützungsbedürftigen verfügte man über recht bescheidene Mittel. Vom Juli bis zum Oktober 49 wurden den Flüchtlingen in der Stadt — es waren zeitweise bei 700 — gespendet: 44 Kopfbedeckungen, 75 Röcke, 219 Paar Hosen, 127 Gilets, 346 Hemden, 135 Paar Strümpfe, 152 Paar Schuhe usw. Doch ist zu bedenken, daß die Gaben aus einem sehr engen Kreis herrührten, und dann war gewiß nicht alles gebefreudig, was sich radikal nannte. Die Liste zum Beispiel, die bei der „Berner Zeitung“ auflag, wurde äußerst bescheiden gezeichnet, bei 7 Fr. monatlich. Das Land steuerte überhaupt nichts bei, mit der einzigen Ausnahme des Turnvereins St. Immer, der 55 Fr. schickte. Mit höhnischer Genugtuung konnte der „Beobachter“ schreiben: „Die Privatbeiträge fließen sehr kärglich und werden kaum hinreichen, den badischen Soldaten den Tabak zu bezahlen, der ihnen beinahe unentbehrlicher zu sein scheint als das Brot ...“ Sehr anders klingt es aus dem vierten Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees von Ende Mai 1850: „Bei der noch sehr bedeutenden Anzahl der Flüchtlinge und bei den äußerst geringen Beiträgen, welche ... aus Deutschland fließen, ist die Not einer sehr bedeutenden Mehrzahl ... bis zu einem so schrecklichen Grade gelangt, daß wir uns noch einmal verpflichtet fühlen, die Lands-

leute und Gesinnungsgegnossen derselben . . . im Namen der Menschlichkeit aufzufordern, ihre Brüder durch neue Sammlungen vor der Verkümmernng an Leib und Seele zu bewahren. Das Elend tritt bei der langen Dauer der Verbannung auch zu denen heran, welche aus dem allgemeinen Schiffbruch der Freiheit in Deutschland noch einen Teil von Hab und Gut gerettet hatten."

* * *

Es ist kein Zufall, daß gerade Bern eine besondere Anziehung auf die deutschen Flüchtlinge übte. Bern galt als sicherer Hort der Vertriebenen, und zwar vor allem deshalb, weil die Regierung unverhohlen mit ihnen sympathisierte und diese Parteinahme durch die Tat auf das kräftigste unterstrich. Sie sah in ihnen Gesinnungsgegnossen, die im Kampf für radikale Ziele unterlegen waren. Beim Eintreffen der Hanauer sprach der Regierungsrat öffentlich sein Bedauern über den „unglücklichen Ausgang der Bewegung in Baden“ aus und entbot dem „rühmlich bekannten Korps der Hanauerturnwehr“ seinen Gruß. Während er später doch froh war, die Masse der Einquartierten nach und nach abschicken zu können — vornehmlich aus finanziellen Gründen — deckte er noch lange und erfolgreich die Führer gegen die Maßnahmen des Bundesrats. Es war besonders Regierungspräsident Stämpfli, der mit Leidenschaft die Sache der Chefs vertrat, dann auch v. Känel, welcher sogar eine Zeitlang „bei einem schwergravierten politischen Flüchtling“ in Pension war. Johann Rudolf Schneider, der Mann der Juragewässerkorrektur, wurde von gegnerischer Seite bezeichnet als „der eifrigste Begünstiger aller fremdländischen Tendenzen, der große Gönner und Beschützer aller fremden Abenteurer und Revolutionsmänner“. Der „Beobachter“ erhob gegen die Regierung den Vorwurf, daß sie die

Flüchtlinge „als liebe Söhne, an welchen man Wohlgefallen hat“, behandle.

Am 23. Juli 1849 beschloß die Regierung kurzerhand, den Ausweisungsbefehl des Bundesrates einstweilen nicht auszuführen. „Wir können uns der Bemerkung nicht enthalten“, heißt es im regierungsrätlichen Schreiben an die Landesbehörde, „daß die Reaktion heute das Lautwerden jedes freien Gedankens, jeder freisinnigen Idee zum Schreckbegriff der Propaganda zählt. In solchem Sinne die Propaganda zu verstehen und in solchem Sinne ihr entgegenzutreten, dazu könnten wir natürlich nie die Hand bieten.“ Als dann im November 49 im Kanton sich aufhaltende Flüchtlinge, die im 3. badischen Aufstand eine führende Rolle gespielt hatten, abgeschoben werden sollten, stellte sich die Regierung schützend zwischen sie und den Bundesrat. Und im Dezember beschloß sie, die anbefohlene Ausweisung von vier weitem Chëß zu „verschieben“.

Durch diese Haltung der kantonalen Behörden ermutigt — der Große Rat deckte die Maßnahmen der Regierung — weigerten sich die Flüchtlinge oft geradezu, das Land zu verlassen und wichen erst der Gewalt. Das radikale Bernerregiment nahm keine Rücksicht auf die schwierige Lage des Bundesrates in der Flüchtlingsangelegenheit: es nahm grundsätzlich für jene Partei, die das Asyl beanspruchten und gelegentlich mißbrauchten.

* * *

Entsprechend verhielt sich die radikale Presse. Mit freudiger Erregung begrüßte sie im Juli 1849 die Ankunft der Flüchtlingskolonnen; die konservative gab sich keine Mühe, ihren Widerwillen zu verbergen. Es waren vor allem zwei Blätter, die in der Flüchtlingsfrage Stellung bezogen: einmal die „Berner Zeitung“, geleitet von Stämpfli's Schwager, dem Fürsprecher und

Großratspräsident Niggeler, einem radikalen Heißsporn sondergleichen, herausgegeben von Jenni, Sohn; dann, auf der gegnerischen Seite, „Der schweizerische Beobachter“, gedruckt bei C. A. Jenni, Vater.

Es lag in der Natur der Sache, daß der „Beobachter“, als das Blatt der Opposition, die Flüchtlingsangelegenheit immer wieder zur Sprache brachte, während die „Berner Zeitung“, das Organ Stämpflis, die Diskussion dieses Themas eher zu vermeiden suchte. Sie beschränkte sich in der Hauptsache darauf, flüchtlingsfreundliche Aufrufe zu veröffentlichen; sie nahm die Inserate der Flüchtlinge auf und diente den Emigrierten gelegentlich als Briefkasten.

Nicht praktische Erwägungen, nicht realpolitische Ueberlegung bestimmten anfangs die Haltung der Parteien in der Flüchtlingsfrage. Sie bezogen vielmehr prinzipiell Stellung. Für die Radikalen waren die Flüchtlinge Märtyrer der Freiheit, für die Gegenpartei Marodöre, Gesindel. Sie waren den Konservativen geradezu Symbol, Inbegriff des Radikalismus. Man übersah die verschiedenen Richtungen innerhalb der Flüchtlingschar, man nahm sie als geistige Einheit und bekämpfte sie mit ehrlicher Erbitterung. Später allerdings bekam der Flüchtlingshaß der Konservativen einen wahlpolitischen Hintergrund.⁵⁾

Der Kampf wurde sehr persönlich geführt und nahm für die Flüchtlinge und ihre Freunde oft beleidigende Formen an. „Seit zwei Tagen häufen sich hier in Bern die Flüchtlinge, unter ihnen bedeutende Notabilitäten als Struve mit Frau, Raveaux, der einstige Reichstagsgesandte, Jßstein usw. Mit frecher Stirne treten diese Männer hier auf, und drängen sich in ehrenhafte Gesellschaften, die sie in der That bei einigem Schamgefühl meiden sollten, ein, um ihr ruchloses Treiben mit hohlen,

⁵⁾ Siehe unten S. 75.

etelhaften Phrasen zu beschönigen. Man muß sich mit Wehmut von der Verdorbenheit abwenden." („Beobachter", 7. Juli 49.) Mit Vorliebe spielte man das Volk gegen die Fremden aus. „Fragt das Volk, ob es Lust habe, Feiglingen ihre Ehre wieder zu gewinnen?" Oder: „Das Bernervolk hat keine Sympathien für die europäische Völkerverbrüderung." In einem Leitartikel des „Beobachters", der von Gotthelf stammen könnte, stehen am Schluß diese Worte, „an die Hausväter" gerichtet: „Redet wie Männer und tut wie Männer, als die daheim sind, welche sich durch Fremdlinge nicht wollen verdrängen lassen, Fremdlinge mästen, die eigenen Kinder ermagern, welche sich nicht wollen aufdrängen lassen fremde Sitten, fremde Laster, fremde Philosophie und nehmen lassen die alte Ehrbarkeit und den Glauben der Väter." Das ist eine schlagende Formulierung alles dessen, was die eingeseffene Bauernschaft gegen die landfremden Elemente zutiefst aufbrachte. Eine andere Stimme nennt Bern den „Spielball fremder, heimatloser Abenteurer, die unser Land schweres Geld kosten, unser Brot fressen (oder vielmehr verkaufen!)".

Während die Regierung ihrer flüchtlingsfreundlichen Haltung wegen scharf angegriffen wurde — man bezeichnete Stämpfli und seine Freunde gelegentlich als „Auslandspartei" — lobte man die Maßnahmen des Bundesrates. „Einer der Hauptgründe, warum die neue Bundesverfassung in der Schweiz so großen Anklang gefunden hat, ist auch die Hoffnung gewesen" — behauptet der „Beobachter" —, „eine kräftige, unparteiische Bundesregierung zu erhalten, welche dem heillosen Treiben der Fremden und ihrer schweizerischen Helfershelfer ein Ende machen werde."

* * *

Das Betragen der fremden Gäste war im allgemeinen gut. Die Kasernierten unterstanden der militärischen

Disziplin, und manchen der Uebrigen mochte die nüchterne Ueberlegung die Besonnenheit bewahren lassen. Denn schlechte Aufführung zog die Ausweisung nach sich. Ab und zu statuierte der Regierungsrat ein warnendes Exempel, indem er Leute, die sich irgend ein Vergehen hatten zuschulden kommen lassen, über die Grenze schaffen ließ. Besonders gegen den Winter 1849, als sich sowohl bei den Behörden als in der Bevölkerung eine zunehmende Flüchtlingsmüdigkeit zeigte, ging man scharf vor und wies Fehlbare, in einzelnen Fällen schubweise, aus dem Land. Bei der großen Zahl der Exilierten kann es übrigens nicht verwundern, daß es hin und wieder zu groben Verstößen gegen die bürgerlichen Gesetze kam.

Mehr als durch solche gelegentliche Vorkommnisse wurde die Sympathie des Publikums für die Flüchtlinge, deren sie sich anfangs in den breiten Schichten erfreut hatten, durch das allgemeine Gebaren vieler unter ihnen in Frage gestellt. Es gab da viel aufdringliche Großsprecherei, und gewiß hat das Wirtshausleben, dem die meisten — allerdings durch die Umstände halb gezwungen — mehr oder weniger frönten, hier nicht hemmend gewirkt. Ludwig Simon berichtet in seinen Erinnerungen: „Leute, die noch hier ihre Wichtigkeit zu behaupten suchten, Generale, stets von mehreren Adjutanten gefolgt, Gelbschnäbel, welche mehrere Regimenter zugleich kommandiert haben wollten, prahlerisches Geräusch und Lärm an öffentlichen Orten, worüber die nüchternen, reellen Schweizer allmählig die Köpfe zu schütteln begannen.“

Sehr übel wurde vermerkt, daß gewisse Flüchtlinge in *eroticis* allzukuln vorgingen. Am Könizberg wurden denn einmal solche Kavaliere von Bauernknechten derb verprügelt. Der „Beobachter“ klagt über die stark anwachsende Unsittlichkeit und die damit verbundene Zunahme der Syphilis und schiebt das natürlich den

Flüchtlingen in die Schuhe. Tatsache ist allerdings, daß Militärspital und Insel stets eine nicht unbedeutende Zahl Syphilitiker aus der Flüchtlingschar beherbergten. Aber selbst der „Beobachter“ muß zugeben, es könne über das Betragen der Flüchtlinge „im Durchschnitt nicht viel geklagt werden.“ Der Großzahl war durchaus daran gelegen, beim Publikum kein Aergernis zu erregen, um die erkaltende Zuneigung nicht ganz zu verlieren. Von diesem Bestreben zeugt auch der Aufruf, den eine Flüchtlingsvertretung in der „Berner Zeitung“ erscheinen ließ, worin alle Kameraden aufgefordert werden, sich anständig zu betragen.

* * *

Die Sympathien weiter Kreise in der Stadt für die deutschen Freiheitskämpfer waren anfangs zweifellos sehr lebhaft. Bern bereitete den Hanauern, wenn man Karl Brunnemann glauben darf, einen geradezu triumphalen Empfang. „War die Aufnahme schon in Liestal eine sympathische gewesen“, schreibt er in den „Wanderungen“, „der Enthusiasmus der Berner vollends kannte keine Grenzen. Tausende waren uns bis zur Papiermühle . . . entgegengegangen, wo uns der Berner Turnverein, nachdem uns sein Präsident . . . in feurigen Worten begrüßt hatte, den Willkomm kredenzte, und dann ging es in festlichem Zuge, mit Musik und Fahnen an der Spitze, unter dem Hurrahgeschrei der Zuschauer der . . . Stadt zu. Der Einzug fand über die Nydeckbrücke statt, eines der großartigsten Bauwerke der Neuzeit.“ Auf der Schützenmatte wurde „ein splendides und mit mancher Rede gewürztes Mahl eingenommen“.

Die gehobene Stimmung der Berner hielt noch einige Tage an. Als der Bundesratsbeschluß vom 16. Juli über die Ausweisung der Flüchtlingschefs bekannt wurde, erhob die bernische Studentenschaft beim Regierungsrat stürmischen Protest und verlangte, daß er dem Beschluß

keine Folge gebe und rief die Studierenden der höhern Lehranstalten der Schweiz auf, gleichfalls zu protestieren. „Der Beschluß des schweizerischen Bundesrates“, schrieben die Studenten, „... hat uns mit gerechter Entrüstung erfüllt ... [Wir] erblicken darin eine feige Nachgiebigkeit gegenüber der Reaktion und ein Machwerk der fremden Diplomatie. Wir protestieren daher feierlich gegen eine solche Ausweisung, die unter den gegenwärtigen Umständen nichts anderes als eine Auslieferung an die preußische Soldateska ist, ein Akt, der die Schweiz in den Augen jedes Ehrenmannes brandmarken und dem die rächende Nemesis auf dem Fuße nachfolgen würde ... Wir erwarten von unserer Regierung, daß sie nicht um den Preis der Ehre der Schweiz einen faulen Frieden werde erkaufen wollen...“ Eine ähnliche Adresse richtete die stadtbernerische Sektion des Volksvereins (radikal) an die Regierung. „Wenn alle andern Staaten sich zur Unterdrückung jeder freisinnigen Regung auf irgend einem Punkte des Kontinents verbinden, so soll man wenigstens nicht sagen, die freie Schweiz sei diesem Bündnisse beigetreten. ... Hüten wir uns ... vor feigem Nachgeben gegenüber von Mächtigen; denn dadurch hat sich noch nie ein Volk aus schwieriger Lage gerettet ...“

Bald aber flaute die Begeisterung ab; weniger wohlwollende Stimmen wurden laut, und die Freunde der Flüchtlinge sahen sich in die Verteidigung gedrängt. Die Neugier der Städter war befriedigt, der Anblick der in phantastischen Uniformen einzeln oder truppweise durch die Straßen schlendernden Blusenmänner alltäglich geworden. Man empfand sie schließlich als Last. Auf dem Lande hatte man den Fürsorgebestrebungen der Regierung schon von Anfang einen zähen passiven Widerstand entgegengesetzt. „Wer glaubt, daß die bernische Bevölkerung mit den Flüchtlingen sympathisiere, irrt sich gewaltig“, schreibt in der „Deutschen Zeitung“

ein Berner Korrespondent. „Der deutlichste Beweis liegt wohl darin, daß die hiesige Regierung, welche anfangs willens war, die Flüchtlinge im ganzen Land zu verteilen und ihre Verpflegung den Gemeinden aufzubürden, es nicht wagte, diesem Beschluß Folge zu geben, sondern es vorzog, die Flüchtlinge nach Bern und andere Städte zu verlegen, Landgemeinden aber, von denen mehrere die Aufnahme von solchen geradezu verweigerten, von dieser Last zu verschonen.“ Von allen Seiten her berichteten die Regierungsstatthalter von der wachsenden Unzufriedenheit der Bevölkerung. Gerüchte liefen um, die Regierung verwende ungeheure Summen für die Flüchtlinge; die Kosten sollten den Gemeinden aufgebürdet werden. Angesichts dieser Lage verlegte die Regierung die Kontingente, die in Thun, Langenthal und anderswo lagen, nach Bern. Aber auch hier wurde man von Tag zu Tag nervöser. Ende Oktober geschah es, daß bei einer Messerstecherei ein Stadtbürger von einem Flüchtling schwer verletzt wurde. Am 29. Oktober schien die Stimmung in der Stadt der Regierung so bedrohlich, daß sie mit einem Sturm auf das Kornhaus rechnete und in aller Eile Abwehrmaßnahmen traf.

Gelegentlich äußerte sich die Abneigung gegen die Exilierten auf häßliche Weise. So wurde die Leiche eines preußischen Flüchtlings, der in der Aare ertrunken war und nun mit militärischen Ehren bestattet werden sollte, nachts aus dem Infirmerialhospital entwendet und auf dem Friedhof verscharrt. „Der Widerwille gegen die Flüchtlinge“, sagt eine Berner Korrespondenz der „Augsburger Zeitung“ vom 8. Febr. 1850. . . , lebt so sehr in den Massen, daß es zu verwundern ist, wenn die Prügeleien in Bern, in Freiburg, in Uri und anderswo bisher isolierte Fälle blieben und nicht bald in eine allgemeine Fremdenhege ausarten, welche alles mit Saß und Paß zum Lande hinausspeitschen . . . würde.“

Soweit kam es allerdings nicht, obschon die Presse nach Kräften das ihre tat. Wenn es teilweise auch zutrifft, daß „... das Volk von reaktionärer Seite systematisch gegen die unglücklichen Flüchtlinge fanatisiert, wie gegen wilde Bestien geheßt“ wurde, wie Rüenzi in den „Geheimnissen Berns“ behauptet, so hatte das, von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Tätlichkeiten zur Folge: es blieb im ganzen bei der bloßen Antipathie.

Den Konservativen gab die Flüchtlingsangelegenheit im ganz ungewöhnlich heftigen Wahlkampf, der der Erneuerung des Großen Rates im Mai 1850 vorausging, und der von ihnen im Zeichen „Sie Bern! Sie Nassau!“ geführt wurde, eine willkommene Waffe, und sie wurde rücksichtslos gebraucht. Der „Beobachter“ wagte sogar die Behauptung, die Radikalen hätten die Flüchtlinge gerufen, um den Bundesrat zu sprengen und die Schweiz zu revolutionieren. Im Volk ging ein Flugblatt um: „Ungehobelte Verse über ungehobelte Leute.“⁶⁾

* * *

Da den in der Stadt sich aufhaltenden Flüchtlingen meist jede regelmäßige Beschäftigung fehlte, empfanden sie um so mehr das Bedürfnis nach Geselligkeit. Es gab für sie in der Stadt drei Haupttreffpunkte: die „Michelei“ (am Rathausplatz, wo später die Amtsschreiberei ihren Sitz hatte), die „Zimmermannia“ (an der Brunnengasse), das Cafe „Milano“ (Ecke Kreuzgasse-Junkerngasse). Als das Hauptquartier der freilebenden Flüchtlinge bezeichnet Brunnemann die „Michelei“, ein Lokal, dessen Besitzer groteskerweise eben Michel hieß (aus Interlaken). Hier scheinen sich vor allem die Mitglieder der Frankfurter Linken eingefunden zu haben, Karl Vogt⁷⁾,

⁶⁾ Siehe Anhang I.

⁷⁾ der eine der schönen Töchter Michels zur Frau nahm.

Löwe, Ludwig Simon, Mayer von Eßlingen, für kurze Zeit auch Raveaux. Im Kaffee „Milano“ verkehrten vornehmlich die Sachsen. Eines sehr regen Zuspruches erfreute sich die „Zimmermannia“, wo — wie von übelwollender Seite boshaft nachgerechnet wurde — vom 1.—31. Juli 150 Saum Bier Absatz gefunden hatten. Aber auch die Gasthöfe der nähern und weitem Umgebung der Stadt dienten den Flüchtlingen als Treffpunkte; gemeinsame Spaziergänge führten sie hinaus nach der Enge und der Neubrück, in die Papiermühle, nach Bremgarten oder Reichenbach. Den Mittagskaffee ließen sie sich mit Vorliebe unter den Kastanienbäumen der Plattform auftragen. Hier war an schönen Tagen wohl ziemlich alles zu treffen, was an namhaften Deutschen im Berner Exil lebte.

Der eigentliche Mittelpunkt dieses Flüchtlingskreises aber, das Ayl im Ayl, war das Bogtsche Haus an der Herrengasse. „Welches Mitglied der großen Familie des Fortschritts, Flüchtling oder Vergnügungsreisender, Radikaler oder Liberaler, wenn nur von gutem Gewissen, ist in Bern gewesen, ohne das Bogtsche Haus zu besuchen?“ (L. Simon, „Erinnerungen“.) Philipp Friedrich Wilhelm Bogt aus Gießen, der Vater des bekanntern Karl und dessen gelehrten Brüder, seit 1835 in Bern Professor für Klinik und sehr geschätzter Arzt, übte mit seiner Frau, einer Schwester der Follen, die weitherzigste Gastfreundschaft. Stets war der mächtige Tisch im ersten Stock besetzt, ein Tisch, der die Eigentümlichkeit hatte, eine kreisende Fläche zu besitzen, die die Speisen umgehen ließ. „Ladet man Dich zu Tische ein, so versäume nicht, die Einladung anzunehmen. Du setzt Dich an einen großen, runden, ganz eigentümlichen Tisch. Die Speisen und Weine werden ein für alle Male darauf gesetzt, und gelangen, ohne alles Herüber- und Hinüberreichen, . . . der Reihe nach unmittelbar vor Dich hin, so daß Du Dich nach Herzenslust bedienen kannst.“ (L. Simon.)

Im Erdgeschoß des Hauses gab es ein Flüchtlingsstübchen, das kaum je unbesezt war.

Man unterhielt sich über Kunst, Wissenschaft, Literatur und natürlich besonders lebhaft über Politik. Verstiegenem Diskutieren aber war der bei aller geistigen Lebhaftigkeit nüchterne Hausherr abhold. Es ging „stets ein ironischer Zephyr durchs Haus ... Wenn wir Flüchtlinge manchmal etwas Ueberspannung hinein brachten, dann führte uns Papa Vogt mit Ruhe und Wohlwollen auf die Natur der Sache zurück.“ (L. Simon.) Vogt half, wo und wie er konnte. Durch seine Mitarbeit in der Unterstützungsorganisation bewies er sein tätiges Mitfühlen für die vertriebenen Volksgenossen. Einem Flüchtling, dem Wiener Mediziner Hans Rudlich⁸⁾, erwies er überdies den sehr persönlichen Dienst, daß er ihm seine Tochter Louise zur Frau gab. Da indessen eine öffentliche Verbindung, weil dem Verlobten die nötigen Papiere fehlten, nicht in Frage kam, traute der gute Vater das Paar in seinem Hause auf höchst zivile Weise selber.

Es kann nicht verwundern, daß das Vogtsche Haus und sein Kreis den Konservativen ein Dorn im Auge war. Es ist aber ein Beweis für das hohe Ansehen, das Vogt in breiten Schichten, namentlich dank seiner vielbegehrten und -gewährten ärztlichen Hilfe, genoß, daß er in der Presse, die sonst keine Rücksichten kannte, schonend behandelt wurde und sich nie persönlichen Angriffen ausgesetzt sah. Nur einmal hatte er sich zur Wehr zu setzen. Ende August 1849 brachten deutsche Blätter die Meldung von einer „geheimen Zusammenkunft von Verschwörern aller Nationen im Hause des Professors Vogt“. Das Gerücht einer „europäischen Verschwörung“ mußte im antiradikalen Bern Staub aufwerfen. Professor Vogt veröffentlichte darauf in der „Berner Zei-

⁸⁾ Siehe Anmerkungen.

tung“ eine eindeutige Erwiderung, worin er die völlige Grundlosigkeit jener Behauptungen nachwies. Die Sache war damit erledigt.

* * *

Die latente, im Grunde natürliche Spannung zwischen den beiden Flüchtlingsklassen, den Kasernierten und jenen mit eigener Häuslichkeit, entlud sich gelegentlich auch in der Presse. Daß die große Masse die Bevorzugten, die sich eine Privatwohnung leisten konnten, beneidete, ist verständlich. Erbitterte Stimmen erhoben sich gegen die „Flüchtlingsaristokratie“, die sich allerdings nicht immer klug betrug. Ein Flüchtling aus diesen Kreisen beging die Unvorsichtigkeit, ein deutsches Komitee zur Verteilung der Gelder, die aus Deutschland stammten, zu Gunsten der „nicht inkasernierten gebildeten Flüchtlinge“ zu fordern — was die Gegenseite als Herausforderung empfand und ziemlich grob quittierte. Ludwig Simon bemerkt in seinen Erinnerungen, die Angriffe auf die „Parlamentarier“ (Mitglieder des Frankfurter Parlaments) seien nicht von der Masse gekommen, sondern von einer Zwischenklasse, den Subalternen, die in der Revolution eine untergeordnete Rolle gespielt hatten und nun im Exil sich zwischen die Führer und die große Zahl hineindrängten. Solche Leute mögen es gewesen sein, die in den radikalen Zeitungen Stimmung gegen die Parlamentarier machten, und auch deutsche Zeitungen mit Ausfällen und Verdächtigungen nach dieser Seite versorgten.

Die Angriffe richteten sich besonders gegen die Tätigkeit der Unterstützungsorganisationen, denen man vorwarf, sie benachteiligten die Kasernierten zu Gunsten der übrigen — ein Vorwurf, der, soweit sich nachprüfen läßt, ungerecht ist. „Ist es wahr“, liest man in der „Berner Zeitung“, „daß unter den Flüchtlingen Ständeunterschiede beobachtet werden bei der Erteilung von Unter-

stütungen, und daß sogenannte Exparlamentärmitglieder... Table d'hôte speisen können im „Möhren“ und anderswo, währenddem die ‚gemeinen‘ Flüchtlinge auf das knappest besorgt werden?“ Nun, so knapp ging es nicht zu. Brunne- mann versichert, daß die Kasernierten gut und reichlich verpflegt wurden, und die an Behörden und Publikum gerichteten Dankadressen bestätigen dies. Natürlich mußte es manchen redlichen Demokraten schmerzen, daß, wie ein Einsender in der „Berner Zeitung“ klagt, „auch in das Exil . . . die Unterschiede der Kasten, das was man während der Revolution mit Aristokratie, Bourgeois und Proletarier zu bezeichnen pflegte, herübergerettet“ worden war. Schrofne Zurückweisung erfuhr auch eine Anregung aus den Kreisen der Parlamentarier, das deutsche Hilfskomitee aus Vertretern der einzelnen Landschaften zu bilden. „Das fehlte gerade noch, daß wir Deutsche sogar noch in der Verbannung, in die uns ein Kampf trieb, der wenigstens teilweise der Einheit unseres Vaterlandes und der vollständigen Ausrottung dieser Länderschranten galt, unser spezifisches Stammesbewußtsein, das wenigstens bei den Flüchtlingen längst über Bord geworfen ist, mühsam wieder auffrischen und uns als Preußen, Badenser usw. fühlen würden.“ Auch Ludwig Simon war entschlossen, „wenigstens im Exile den Gedanken der deutschen Einheit festzuhalten“.

Die Kasernierten, größtenteils Handwerker, standen unter dem Einfluß der sozialistischen Propaganda, die hauptsächlich von Biel aus arbeitete, was die Spannung zwischen den beiden Flüchtlingsklassen noch verschärfte. Ein großer Teil der Flüchtlinge lebte in enger Verbindung mit dem Deutschen Handwerkerbildungsverein. Dazu erschien gerade in den Jahren 1848/49 eine reiche Broschüren- und Flugschriftenliteratur revolutionären und propagandistischen Charakters. In Bern war es vorab Jenni, Sohn, der sie vertrieb und zum Teil selber herausgab. Man darf wohl annehmen, daß sie die

geistige Hauptnahrung der Flüchtlinge war, denen es weder an Muße noch an Lust zu solcher Lektüre fehlte. Ein Flüchtling schließt eine Einsendung mit der schlagwortartigen Formel: „Die gemeine Klasse muß immer schwitzen und arbeiten, damit die vornehmen Schwäger in floribus leben können.“

Aber immer wieder gab es Stunden, wo man sich fand und verstand. So bei den abendlichen Vorlesungen Karl Mayers oder damals, anfangs Oktober 1849, als Raveaux und Jbstein vor ihrer Abreise nach Frankreich sich von den Flüchtlingen in Bern trennten. Im Kornhaus wurde eine große Abschiedsfeier veranstaltet; Raveaux *) und der „greise Vater Jbstein“ hielten flammende Ansprachen; die Klänge „Brüder, reicht die Hand zum Bunde“ brausten durch den Raum. Zu Jbsteins Ehren war ein Lied entstanden und eingeübt worden: „Füllt die Gläser bis zum Rande“. Unter Tränen nahmen die beiden Abschied. Das Gefühl, für die gemeinsame Sache gemeinsam zu kämpfen und zu leiden, machte in solchen Augenblicken Neid und Feindschaft vergessen.

* * *

In Biel, dem Zentrum der deutschen revolutionären Propaganda im Kanton Bern und in der Schweiz überhaupt, entfaltete Johann Philipp Becker eine rastlose Tätigkeit. Sie bestand in den Jahren 1848 und 49 vor allem darin, die in der Schweiz sich aufhaltenden Deutschen zu einer festen Organisation zusammenzuschließen, um sie, wie es beim 2. und 3. badischen Aufstand geschah, als bewaffnete Kampftruppe über die Grenze zu führen.

Eine Zweigorganisation saß auch in Bern: der Deutsche Handwerkerbildungsverein an der Zeughausgasse Nr. 9. Er zählte bei 60 Mitglieder und schwamm ganz im Biel-

*) Siehe Anmerkung.

wasser kommunistischer Gedanken. Besonders aktiv wurde er während der dritten badischen Erhebung im Juni 1849, wo er seine Räumlichkeiten in ein richtiges Werbebureau umwandelte. Der „Beobachter“ berichtet darüber: „Bereits sind mehrere Transporte je mit einem Führer fort [nach Baden], und noch letzten Samstag durchzog ein solcher Rekrutentransport von Schweizern (nicht etwa Deutschen) die Stadt“. Im Engagementsbureau werde „jedem weitere Auskunft gegeben, ein Sold von 18 Kreuzern zugesichert und Bons für die Eisenbahn von Basel nach Karlsruhe“ ausgestellt. Ende Mai waren — nach derselben Quelle — Mitglieder des badischen Landesausschusses nach Bern gekommen, um, wie man vermutete, Schweizeroffiziere für die badische Armee anzuwerben. Diese Leute scheinen in ihren Bemühungen von einflußreichen Kantonsbürgern unterstützt worden zu sein. Noch am 3. Juli hätten — immer nach dem „Beobachter“ — in Interlaken „Regierungsbeamte, National- und Großräte“ Aufrufe zur Werbung von Schweizerschärfbüchsen für die provisorische Regierung Badens verteilt. Zu diesem Zeitpunkt indessen war die badische Sache bereits verloren, so daß schon deshalb der Abmarsch eines Hilfstrupps nicht mehr in Frage kam.

Die Intellektuellen unter den Flüchtlingen drängte es zu publizistischer Tätigkeit. Das Jahr 1849 brachte, wie schon erwähnt, eine Hochflut politischer Flugschriften und Broschüren; sie waren hauptsächlich für den deutschen Markt bestimmt. Man wollte nun noch etwas anderes: eine Zeitschrift, die als geistiges Band die gesamte Flüchtlingschaft umfassen und ihr „ein geistiges Asyl“ bieten sollte. Das Unternehmen scheiterte, einerseits wohl wegen mangelnder Geldmittel; andererseits wäre ein Organ politischer Natur, als das es doch geplant war, von den Bundesbehörden nicht geduldet worden. Im Oktober 1849 kündigten die Blätter „zwei voraussicht-

lich totgeborne Zeitschriften der Flüchtlinge“ an: die „Demokratische Emigration“ und die „Demokratische Kriegerzeitung“. Ueber die Bemühungen der Exilierten, ein eigenes Blatt herauszugeben, wußte der Berner-Korrespondent der „Dorfzeitung“ das folgende zu erzählen: Schon längst habe man unter den zahlreichen flüchtigen Literaten den Wunsch laut werden lassen, ein Blatt zu gründen, um den Kampf der Waffen durch den der Feder fortzusetzen, aber an üblen Umständen sei die Sache stets gescheitert. „Dafür steht jetzt Größeres zu erwarten“, heißt es dann weiter. „Professor A. Galeer von Genf nämlich, der Freund James Fajns, hat ein Programm für eine neue Zeitschrift veröffentlicht, die unter dem Namen Völkerbund von dem 15. November an zu Lausanne in wöchentlichen Lieferungen, in den beiden gangbarsten Sprachen Europas, deutsch und französisch, erscheinen soll und die bestimmt ist, den Demokraten aller Länder Europas wenigstens ein geistiges Asyl darzubieten, mögen sie sich nun aufhalten, wo sie wollen.“ Die Zeitschrift ist nie erschienen.

* * *

Wie standen die Flüchtlinge innerlich zur Schweiz?

Die geistige Haltung der deutschen Emigranten der Schweiz gegenüber war im allgemeinen sehr stark bestimmt vom Gefühl der Dankbarkeit für das Land, das ihnen gastliche Aufnahme gewährte. Die Schweiz war für sie aber auch das Land der Freiheit, der Volksherrschaft, eine glückselige Insel mitten im finstern Europa. Dieses Bild, das fast alle fertig in sich trugen, als sie zum erstenmal den eidgenössischen Boden betraten, haben noch viele unverfehrt wieder mit hinausgenommen. Die unkritische, gefühlsmäßige Einstellung der breiten Flüchtlingskreise spricht deutlich aus ihren öffentlichen Dankesbezeugungen. Aber man hört auch andere Töne. „Es kann keine bessere und gründlichere

Nur für einen deutschen Kosmopoliten geben, als ein paar Jahre als Flüchtling unter den Schweizern zu leben“, liest man in einer deutschen Zeitung. Dieser Satz ist bezeichnend; viele mögen so gedacht haben, namentlich unter den Bedeutendern. Raveaux nennt in einem Schreiben, das er anlässlich seiner Ausweisung an den Bundespräsidenten Furrer richtete, die Schweiz zwar „das letzte europäische Bollwerk der Freiheit“, aber zwischen den Zeilen liest man schon die Skepsis. Und Ludwig Simon, der dem Lande seines Exils immer große Dankbarkeit bewahrte, hatte doch seine ursprüngliche idealistische Auffassung von der Schweiz einer schmerzlichen Korrektur zu unterziehen. „Auch mir hat die Schweiz viele Träume zerstört...“, bekennt er. „Dieser praktische Geist, diese ruhige Ueberzeugung, diese kühle Ueberlegung brachten, als ich, den Kopf noch ganz heiß von unserer Revolution, zuerst unter Schweizern mich wiederfand, eine wahrhaft sturzbad-ähnliche Wirkung auf mich hervor.“ Immerhin fügt er sogleich hinzu: „...dieses Sturzbad war mir heilsam.“

Brunnemann hingegen blieb zeitlebens ein stürmischer Bewunderer der schweizerischen politischen Zustände und Einrichtungen; sein sehr langer Aufenthalt im Lande hat ihn nicht zu ernüchtern vermocht. In den „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters“ verbreitet er sich oft und freudig über das eidgenössische und kantonale politische Leben, und an ihm mißt er die Ereignisse in den deutschen Staaten. „Den deutschen Regierungen“, ruft er einmal aus, „wolle Gott nur den zehnten Teil der Energie schenken, mit der die Schweizer gegen jesuitische und pfäffische Umtriebe eingeschritten sind.“ Oder an anderer Stelle: „Wer das Glück gehabt hat, ... einen tiefern Einblick in die politischen und sozialen Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft zu tun, dem muß sie, ... mit ihrem Selfgovernment, im höchsten Grade imponieren.“

Anhang I.

Ungehobelte Verse über ungehobelte Leute.

Verfasser nicht bekannt.

(Flugblatt, gedruckt in der Hallerschen Buchdruckerei, Bern.)

Wenn ein Fremder bei uns mit bescheidenem Fleiß, rechtschaffen
seit Jahren sich aufführt,
Wenn durch Wissen und Kunst, durch der Hände Verdienst, er
dem Lande sich nützlich beweiset,
Nicht vornehm tut, nicht in Händel sich mischt, in die Sitten des
Volkes sich schidet; —
Der möge, und lebte er tausend Jahr', sein Brot stets unter uns
finden.
Wenn ein Flüchtling kommt, der gedrängt und geplagt, un-
schuldig die Heimat verlassen,
Der gelitten für's Recht, und der Freiheit gebient, mit der Wahr-
heit heiligen Waffen;
Und er hält sich brav, ist dankbar und gut — den wollen wir
ehren und schützen,
Ja, wenn der Verfolger bei uns ihn sucht, auch das Blut noch
für ihn verspielen.
Doch kommt so ein loderer Vogel daher, der zu Hause der Ruthe
entlaufen,
Und nistet bei uns ohne Weiters sich ein, ist frech, hat den Schnabel
stets offen;
Sucht Hader zu stiften im friedlichen Gau, und schadet uns,
statt uns zu nützen —
Sagt Schweizer, was machen wir mit dem? Soll den — das
Ahlrecht ferner beschützen?
So beherzigt denn, wie es geht und steht, bei uns gutmüthigen
Leuten.
Da kommt es geschneit aus Süd und Nord, aus Italien, Ungarn
und Frankreich,
Aus Preußen und Meissen, aus Schleiz und Greiz, aus Böhmen
und Baiern und Baden,
Von der Donau her, von der Elbe Gestad, von Rassa's herrlichen
Fluren.
Hat einer verübt einen Schwabenstreich, mit der Tit. Polizei
sich entzweiet,
Eine Kasse verkleinert, ein Fürstel beschimpft, ein verpfushtes
Komplötchen gebrechelt,
Gleich denkt er: J was! 's ist Wurst, ich geh in die Schweiz, dort
bin ich geborgen;

Denn der Schwaizer is dumm, und hat Geld wie Heu, und Butter
— mich wird er versorgen.

Da kommen Doktoren mit Brille und Schnauz, geißbärtige
Kommunisten,

Literaten und Schreiber und Lehrer zu Hauf, hirnwüthige Pro-
pagandisten,

Schuhpußer und Schneider aus Rom und aus Wien, Bierglas-
barrikadenapostel,

Schnellfüßige Freiheitslämpfer ein Heer, die da floh'n sechs-
tausend auf einmal.

Das wimmelt und wirbelt im Lande herum, als hätte es Frösche
geregnet.

Erst sind sie bescheiden und still, wie die Engelein harmlos und
milde,

Kraftfüßig, gelenkigen Rückens, dieweil sich der Brodloib noch
nicht geöffnet.

Denn mancher ist d'runter, er hat, wenn er lömmt, kein honoriges
Hemde am Leibe.

Und ist er erwarmet in Amt und Verdienst, und fühlt er sich
fester im Sattel,

Und hat er „ein Bissel sich rumgesehn“, vom Arthorn bis an den
Leman,

Gleich schwillt ihm der Ramm, hochmüthig und frech will bald
er in Alles sich mengen,

Schilt ehrliche Leute, sagt: Schweizertuh! will Kinder des Landes
verdrängen.

Drauf wird er politisch, hat Klubb und Verein, und steckt sich in
zehn Propaganden,

Stürzt Throne, erwürgt seine Fürsten — per Tag 12 Stück
— mit dem Maule versteht sich.

Das wühlt und zeittelt, als sollte noch heut kein Fürstlein mehr
bleiben auf Erden,

Ja wäre die Faust so behend wie das Maul, kein Engel wär sicher
im Himmel.

Oi Freund! Gott gebe man sah' überall Republiken vernünftiger
Leute,

Und es glänzte dem Mohren und Schwaben zugleich der Freiheit
goldene Sonne.

Aber sag', hat der Bund, der die Zwingherrs schlug, auch erst
sich in Nassau verkrochen,

Um von dort aus den Geflügel durch Ränke und Intriguen herunter-
zuwühlen?

Ihr wollet uns lehren was Freiheit sei; habt selber sie niemals
gelostet;

Ihr nennet uns dumm; was Dümmeres hat das Sonnenlicht je
beschieden,
Als in Frankfurt jüngst die verfehlte Geburt fünfhundertköpfiger
Ohnmacht,
Oder gar der einheitlichen Dampfkriegsflott' Schleswig-Holstei-
nische Armuth!
Jetzt sollen wir euch aus der Patzche befrei'n. Habt ihr euch die
Suppe versalzen,
Da meint ihr, wir sollen sie fressen und flugs euch eine gesündere
kochen.
Für uns sei die Schwarte, für euch der Speck . . . Uhä! sucht Andre
zu pressen!
Verbrennen wir je uns die Finger expreß, so geschiehts nicht für
solche Gesellen.
„Der Tell“, schreit einer, „der hat nicht gelebt, d'ran glauben
nur alberne Tröpfe!“
„Die Helden von Murten und Sempach sind gegen Feder und
Strube nur Böpfe!“
Ja freilich, was Tell und das Grütli gethan, paßt nicht in ein
Wühlergehirne.
Ein Beweis, daß der Tell nicht gelebt, wär der: daß „Bögte“ *)
uns immer noch plagen.
Ein Anderer lehret: es sei kein Gott! sein Gott sei er selbst und
das Weinglas.
Die Bibel sei nichts; nur sein windiges Ich, sein leeres Geschwäze
sei etwas.
Ein sauberer Gott, fürwahr! so ein Wicht, der von Ragenjammer
geplagt wird,
Der im Pech oft sitzt; dem der Wirth an der Wand Kneipschulden
mit Kreide verzeichnet.
Ein Dritter behauptet: es müsse das Land mit dem Blute der
Menschen gedüngt sein,
Nur dann sei das Glück für die Einen gemacht, wenn die Andern
sämmtlich erhängt sind.
Frei solle der Mensch, von Familie und Eh', wie die Tiere des
Feldes sich nähren,
Kein Eigenthum sein, und des Adams Geschlecht nur aus einem
Trobe sich füttern.
Der sitzt und verfaßt Broschüren ums Geld, der dort schmiert
Zeitungsartikel;
Denn freilich das Schreiben, das haben sie los, da sind's die
famosesten Kerle.

*) Anspielung auf die Familie Bogt.

Längst hat die Natur, die für Alles gesorgt, was das Herz eines
Jeden begehret,
Dem Schweizer die Milch, dem Franzmann den Wein und dem
Deutschen die Tinte bescheeret.
Das wäre nur Spaß, doch am Ende wird's Ernst; denn der Schwei-
zer ist leicht zu berücken,
Was man lange in's Ohr ihm geraunt und gebrüllt, von Gefahren
und Räten und Tüden,
Das glaubt er am Ende so steif und so fest, als stühnd es im Bi-
kalender,
Da ballt sich die Faust, die Köpfe erglüh'n; die Regierungen
kriegen den Schwindel.
Und geht es dann los, gleich muß der Milize mit Sack und Pack
an die Grenze,
Der Wühler, der Heher bleibt ruhig zu Haus, und reibt sich
lachend die Hände.
Kehrt endlich der Mann aus dem Felde zurück, voll Langweil,
Ärger und Wanzen, —
Was findet er oft? ... einen Schwaben im Nest, und kann nach
Amerika wandern.
Wie die Schärmaus wühlet im Boden versteckt, dem Gärtner
und Bauer zum Schaden,
So nagen die Fremden im dunkeln Gemach an der Wurzel des
Rechts und der Wahrheit.
Sie haben verführt manch edles Gemüth, das mögen mit Gott
sie verrechnen;
Sie haben der Schweiz eine Nase gedreht — das wollen wir
selber bezahlen.
Nur sachte, ihr Herren! nicht zu laut, nicht zu kühn; denn es könnte
das Blättchen sich wenden.
Ihr treibt es arg mit des Schweizers Geduld; geht endlich der
Faden zu Ende,
So nehmen wir Gabel und Haue zur Hand, und jagen euch all'
aus dem Tempel.
Dann wird es ruhig, dann wird es still; dem spätern Geschlecht
zum Exempel.
Du aber dort oben, deß Kinder wir sind! Dein Wort sei unsere
Leuchte!
Du gabst uns die Freiheit, erhalte sie doch, von dem Gifte der
Fremden gereinigt.
Daß frei wir im Herzen von Sünde und Trug, nach Außen von
jeglicher Knechtschaft,
Frei, einig und stark stets leben fortan — dann wollen wir ewig
dich loben!
(„Schweizerischer Beobachter“ 1850, März 30.)

Anhang II.

Brief von W. Loewe-Calbe an die Militärdirection.

„Der tit. Militärdirection habe ich die Ehre, hierdurch ergebenst anzuzeigen, daß ich im Verein mit mehreren Freunden beabsichtige, unsern auf dem hiesigen Kornhause lasernirten Landstudenten Unterricht zu erteilen, resp. Vorträge zu halten. Die Gegenstände, über welche sich der Unterricht verbreiten würde, sind nach vorläufiger Auswahl: Naturwissenschaften, deutsche Geschichte, Geographie, Allgemeine Kriegsgeschichte, National-Deconomie, Gesang. Dieser Unterricht wird gegeben werden von den Herren E. Vogt, Gießen, Meyer von Eßlingen, Wiesner von Wien, Caspari von Münster, Loewe von Calbe.

Wir halten den untern Saal des Kornhauses zu diesem Zweck für geeignet und würden dort unsern Unterricht theils morgens von 10—11 Uhr, theils abends von 6—7 Uhr erteilen.

Die tit. Militärdirection ersuche ich ergebenst, die Genehmigung hierzu geneigtest erteilen zu wollen.

Bern, den 17. October 1849.

Jubengasse im Amthause.

W. Loewe aus Calbe.“

Anmerkungen.

Brunnemann, Karl, ein norddeutscher Lehrer, fand vorübergehend in dem von einem Flüchtling aus den Dreißigerjahren geleiteten Gladbachschen Knabeninstitut in Wabern Unterkunft und war dann eine Zeitlang Vorsteher der neugegründeten Sekundarschule Murten. Ueber seine spätern Schicksale in der Schweiz siehe die im Text mehrmals angeführten „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters“.

Rudlich, Hans, hatte 1848 im österreichischen Reichstag, dessen jüngstes Mitglied er war, die Bauernbefreiung gefordert. Der sensationelle Antrag war von ähnlicher Tragweite wie die Beschlüsse der franz. Konstituante vom 4. 8. 1789 („Opfernacht“). Das Gesetz, das die Bauernbefreiung brachte, kam nach heftigen Kefekämpfen und stürmischen Auftritten am 7. 7. 48 zustande. Rudlich begab sich nach seinem kurzen Schweizer Exil nach den Vereinigten Staaten, wo er in Hoboken als erfolgreicher Arzt wirkte. Er starb 1917, vierundneunzigjährig.

Loewe-Calbe war Präsident des Stuttgarter Rumpfsparlaments.

Rabeauz, Franz, aus Köln, hatte sich an der belgischen Revolution beteiligt und auch in Spanien gekämpft. Er saß dann, als Republikaner, in der Paulskirche. 1848 kam er als Gesandter des Reichsverwesers nach Bern; aber schon drei-

viertel Jahre später war er als Flüchtling hier. Zusammen mit dem 74jährigen **Ipstein**, einem badischen Freiheitskämpfer, fand er auf dem Gute des Nationalrats **Johann Karlen** in Thierachern vorübergehend Zuflucht.

Simon, Ludwig, aus Trier, wurde 1851 in Trier zum Tode verurteilt und in effigie hingerichtet. Seine seinerzeit vielgelesenen Erinnerungen geben ein lebendiges Bild vom Flüchtlingstreiben in der Schweiz.

Quellen und Literatur.

Bundesarchiv, Flüchtlingswesen: Flüchtlinge A—Z.

Staatsarchiv, Bern, Tagblatt des Regierungsrates 1849/50. Tagblatt des Großen Rates 1849/50. Akten der Justiz und Polizei 1849/50. Akten der Stadtpolizei 1849/50. Akten der Militärdirektion 1849/50.

Zeitungen. „*Berner Zeitung*“, Jahrg. 1849—1850. „*Schweizerischer Beobachter*“, Jahrg. 1849—50. „*Intelligenzblatt*“, Jahrg. 1849.

Memoiren usw.

Ludwig Simon, „Aus dem Exil“, 2 Bde, Gießen 1855.

Karl Brunnemann, „Wanderungen eines deutschen Schulmeisters. Pädagogisches und Politisches aus den Jahren 1847—1862.“ Berlin 1874.

Stephan Born, „Erinnerungen eines Achtundvierzigers.“ Leipzig 1898.

E. Vogt, „Aus meinem Leben.“ Stuttgart 1896.

J. L. Rüenzi, gew. Stadtpolizeidirektor von Bern, „Geheimnisse Berns, mit Rücksicht auf bernische, schweizerische und europäische Zustände.“ 2 Bändchen. I, Baden 1849; II, Birsfelden 1849.

Darstellungen.

Werner Käf, „Die Schweiz in der deutschen Revolution. Ein Kapitel schweizerisch-deutscher Beziehungen in den Jahren 1847—1849.“ Frauenfeld/Leipzig 1929.

Paul Reizle, „Die deutschen politischen Flüchtlinge in der Schweiz 1848/49.“ Charlottenburg 1927.

Albert Raag, „Oberst Johann Philipp Beder von Biel und die Deutsch-Helvetische Legion (1848—1849).“ „Der kleine Bund“, 1928, Nr. 42.

„*Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz*“, Band III, Neuenburg 1926.
